

Warum es sich lohnt, in Quartiersentwicklung zu investieren!

1. Vorbemerkung

Über die Anfrage, ein Grundsatzreferat zum Thema Quartier zu halten, habe ich mich sehr gefreut, ist doch Quartiersentwicklung seit Jahren mein Leib- und Magenthema. Trotzdem habe ich mich gefragt, was kann man Relevantes in nur 20 Minuten sagen? Zumal ich davon ausgehe, dass die hier Anwesenden unterschiedliche Wissensstände zu dem Thema haben.

Bevor ich in das Thema einsteige, möchte ich zwei Bemerkungen vorausschicken. Beginnen möchte ich mit einem Kompliment für den Rheinisch-Bergischen Kreis: herzlichen Glückwunsch; mit dieser Veranstaltung, aber vor allem mit der Einrichtung der Fachstelle Strategische Quartiersentwicklung, setzt man genau das richtige Zeichen.

Meine zweite Vorbemerkung:

Die Schwierigkeit, etwas Grundlegendes über Quartiersentwicklung zu sagen ist, dass man sich zunächst darüber einigen muss, was man mit „Quartiersentwicklung“ meint. Ohne Frage, Quartiersentwicklung ist im Trend! Alle reden vom Quartier: quartiersnaher Versorgung, von Quartiersmanagern, Kümmerern im Quartier oder Kreativ-Quartieren.

Der Quartiersgedanke steckt aber auch in vielen anderen Konzepten, obwohl dort der Begriff Quartier überhaupt nicht auftaucht, z.B. in:

- Programm: Dritte Orte
- Caring Community oder Sorgende Gemeinschaften
- Soziale Dorfentwicklung
- Community Organizing
- Stadtteilarbeit

Und manche Träger oder Kommunen machen ausgezeichnete Quartiersarbeit, ohne dass sie diese so nennen: So steckt in jedem Dorfverein, in jeder kirchengemeindlichen Arbeit, in jedem selbstorganisierten Bürgertreff immer auch ein Stück Quartier.

Wenn ich mit dem Thema Quartier durch NRW reise, wird mir immer wieder gesagt: „Ach, Quartier, das ist doch nur ein neues Label für Konzepte, die wir schon aus den 1980er Jahre kennen, z.B. die Stadtteilarbeit oder die Gemeinwesenarbeit.“

Natürlich ist der Quartiersgedanke nicht gänzlich neu, aber gerade in den letzten zehn Jahren haben sich unterschiedliche Arbeitsansätze und –konzepte entwickelt.

Quartiersentwicklung ist nicht immer gleich, sondern verfolgt unterschiedliche Ziele oder auch Vorgehensweisen:

- Wollen wir Quartiersentwicklung durch Profis in Gang bringen oder „reicht“ es uns, wenn wir die Bürgerschaft befähigen und unterstützen, Quartiere zu entwickeln?
- Wollen wir als Kommune gesunde Quartiere befördern oder geht es um alten- oder familienfreundliche Quartiere?
- Wollen wir in einem Neubauviertel aktiv werden und neue Nachbarschaften aufbauen oder wollen wir in einem alteingesessenen Quartier, bestehende Nachbarschaften stabilisieren?

Also lautet eine erste Empfehlung von mir: Klären Sie, was Sie sich von der Quartiersentwicklung erhoffen und wie Sie diese umsetzen wollen.

Baden-Württemberg, ein Bundesland, das sich meiner Ansicht nach, vorbildlich mit der Förderung von Quartiersentwicklung beschäftigt, formuliert es wie folgt:

„Bei der Quartiersentwicklung geht es darum, Lebens- und Arbeitsbedingungen in einem Quartier zu verbessern. Dies kann geschehen, indem neue Strukturen, Angebote oder Räume entwickelt werden.

Die Menschen sollen bei der Entwicklung mitwirken können.

Quartiersentwicklung ist ein Prozess, der geplant in Gang gesetzt wird und bei dem Ziele gemeinsam entwickelt werden.“

2. Worüber will ich heute sprechen?

Als ich mich in den letzten Tagen auf den Vortrag vorbereitet habe und mich gefragt habe, was sollen meine zentralen Botschaften sein, wurde mir bei der Formulierung: „Warum es sich lohnt, in Quartiersentwicklung zu investieren?“ immer unwohler. Es sträubt sich in mir, wenn ich Ihnen hier versuche, Quartiersentwicklung als Geschäftsmodell zu verkaufen. Damit wird man ihr nicht gerecht!

Natürlich wird eine Kommune à la longue Hilfen zur Pflege einsparen, wenn sie altengerechte Quartiere entwickelt; sie wird weniger Ordnungskräfte einsetzen, wenn die Quartiere sicherer sind. Aber letztlich möchte ich nicht über den Social Return of Investment sprechen, sondern über das, was Sie darüber hinaus gewinnen, nämlich: mehr Demokratie und mehr Gemeinschaftliches und gemeinwohlorientiertes Handeln. Und das ist in unseren krisengeschüttelten Zeiten mindestens genauso wichtig.

Insofern möchte ich den Vortragstitel umformulieren: Warum brauchen wir Quartiersentwicklung? Gerade in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs?

3. Welche Effekte/ welche Wirkung kann Quartiersarbeit haben?

Wir müssen grundsätzlich unterscheiden, dass Quartiersentwicklung auf verschiedenen Ebenen Wirkung erzielt und insofern eine Frage der Perspektive ist:

- Was „nützt“ sie dem Bürger/ Bewohner?
- Was "nützt" sie der Kommune?
- Was „bringt“ sie dem Anbieter/ Träger?

Auf alle drei Ebenen möchte ich heute eingehen, wobei ich mich vorab auf die ersten beiden Punkte konzentrieren möchte.

4. Was sagen die Studien zur Wirksamkeit von Quartiersarbeit?

Quartiersarbeit und ihre Wirkungen sind immer wieder untersucht worden; vor allem die Programme Soziale Stadt sind mittlerweile gut evaluiert, aber auch Dorfentwicklungsprogramme sind untersucht.

In Südniedersachsen gibt es das Programm Dorfmoderation mit dem Namen „Dorf ist nicht gleich Dorf“. Es wurde vor einigen Jahren von der Demografiebeauftragten des Kreises Göttingen initiiert und gemeinsam mit einem freien Träger umgesetzt. Kern dieses Programms ist es, ehrenamtliche Dorfmoderator*innen zu finden und zu qualifizieren, so dass sie Dorfentwicklung in ihren Dörfern anzetteln und begleiten. Auf einer Studienreise 2023 in den Landkreis lernte ich verschiedene Dorfmoderatoren und ihre kleinen Teams kennen.

Es war beeindruckend, was diese Dorfteams bewirkt hatten: sie legten Streuobstwiesen an, organisierten Mittagstische für ältere Menschen im Dorf, begrüßen neue Dorfbewohner mit Besuchen und Informationen über das Dorfleben, organisieren Ferienaktionen für die Schulkinder oder machten sich für soziale Treffpunkte stark, betreiben Dorfläden und Dorfkneipen. Sowohl Rückkehrer*innen wie auch Neubewohner*innen sind besonders aktiv in der Dorfmoderation, aber auch mancher Bürgermeister ist selbst Dorfmoderator.

Gerade in der Verbesserung der Infrastrukturen und Mobilität waren Dorfmoderationen besonders erfolgreich, bestätigt eine Evaluation von 2022.

Ein besonders interessanter Effekt war auch, dass sich Dörfer im Rahmen von Dorfmoderation mit anderen Dörfern vernetzten und anfangen, Projekte dorfübergreifend anzulegen.

Aber auch in städtischen Räumen sind Quartiersprojekte und Beteiligungsprozesse evaluiert worden – besonders hervorzuheben ist da die Auswertung von 16 Bürgerdialogen in Baden-Württemberg.

Was sind die Effekte auf Menschen/ Bewohner*innen?

- Sie fühlen sich in ihren Quartieren sicherer und aufgehoben
Sie finden es schöner, angenehmer, lebenswerter
Folge: Identifizierung mit dem Quartier:
„Wir bleiben hier und wir setzen uns ein“
- Sie bekommen schnell und unkompliziert Hilfen/ informelle Hilfen
- Sie erleben sich als selbstwirksamer.

Für die Kommune/ Verwaltung/ Politik können weitere Effekte festgestellt werden:

- Versorgungslücken, -engpässe und -doppelungen werden schnell identifiziert:
Wo fehlt was? Wo brauchen wir was? Verwaltungen berichten, dass ihre Planungen passgenauer werden. Läuft es sehr gut, wird berichtet, können schwere Notfälle früher erkannt werden.
- Anreiz für Verbleib und Zuzug: - gute Infrastruktur - guter Zusammenhalt - Willkommenskultur

Zu häufig haben wir immer noch einen defizitorientierten Blick auf die Kommune: Durch die Quartiersarbeit bekommen wir eine neue, erweiterte Sicht auf die Ressourcen im Quartier:

Wir entdecken leerstehende Immobilien, die wir umwandeln können; wir erkennen, dass die Rückkehrer*innen und Neuzugezogenen frischen Wind in die Gemeinde bringen oder verstehen, dass die vielen Vereine und Feste im Dorf ein wertvoller Schatz sind, der sichtbar gemacht werden muss.

Und sonst?

Die Effekte, die ich bisher beschrieben haben, sind sehr klar fassbar und quantifizierbar und sie entsprechen unseren vertrauten Logiken von Impact. Jetzt möchte ich über Effekte sprechen, die vielleicht erstmal nicht so sichtbar sind und die sich erst auf den zweiten und vertieften Blick erschließen.

Es sind vor allem die Effekte, die sich auf das Zusammenleben, das Miteinander und füreinander auswirken.

Wir leben in unsicheren Zeiten. Die Krisen wie Klimawandel, Corona, Kriege, Umzüge und Abwanderung, demografischer Wandel, aber auch die zunehmende Digitalisierung führen zu Beunruhigung, Angst, Unsicherheit. Aber auch zu einem Rückzug ins Private oder Extreme.

Wir erleben eine zunehmende Privatisierung und Individualisierung – nochmal verstärkt durch Corona.

Diana Kinnert, Anti-Einsamkeitsaktivistin, beschreibt es treffend:

„Zunehmend werden öffentliche und soziale Räume privatisiert oder rationalisiert; sie sind jedoch elementarer Raum für Beziehungsaufbau und Beziehungspflege. Wer Nachbarn und Bekannte nicht mehr im Supermarkt trifft, weil Lieferdienste für Lebensmittel direkt an die Wohnungstür liefern, riskiert Gemeinschaftsgefühl und Solidarität. Wenn öffentliche Grünflächen, Strände und Plätze an Privatinvestoren verkauft werden, schwinden Orte, an denen Gemeinschaft lebt: Demokratie braucht demokratische Infrastruktur.“

Die Veränderung des öffentlichen Raums wird immer sichtbarer: Statt des Metzgers oder Schuhmachers siedeln sich Nagel- oder Tatoostudios an; Gaststätten, Kneipen als Begegnungsorte schließen, den Cappuccino für 4,50 € im neuen Hipstercafé können sich nicht mehr alle leisten. Kirchengemeinden verzeichnen deutliche Rückgänge. Natürliche Begegnungsmöglichkeiten fallen weg: Der Schwatz nach dem Kirchgang, das Anstehen bei der Post, die Begegnung auf dem Marktplatz oder in der Eckkneipe.

Wir „verlernen“ quasi, dass unterschiedlicher Meinung sein etwas ganz Normales ist und nicht unbedingt zu verhärteten Diskursen führen muss wie im Netz. Vieles führt zu Beunruhigung, Angst, und nicht selten zu einem Rückzug ins Private oder ins Extreme. Auch wenn ich jetzt sehr holzschnittartig, die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahre skizziere, bestätigen auch einschlägige Studien diese Zusammenhänge.

Studien wie die MitteStudie der Friedrich-Ebert-Stiftung zeigen:

- Vertrauen in Medien und staatliche Institutionen sinkt von 61 auf 51,5%
- Sich politisch machtlos erleben inzwischen 39,1% - gegenüber 26,7% in 2021

Diese dramatischen Befunde müssen uns zum Handeln auffordern.

Was bedeuten diese Befunde für die Quartiersarbeit?

Ich möchte hier – vielleicht etwas steil – die These vertreten, Quartiersarbeit kann hier ein „Gegengift“ sein! Oder anders ausgedrückt. Quartiersentwicklung kann – neben anderen Maßnahmen – und wenn sie gut gemacht ist, Demokratie befördern und Einsamkeit verringern.

Jürgen Wiebicke, der von mir geschätzte Radiomoderator und von Hause aus Philosoph, beschreibt in seinem neuen Buch „Emotionale Gleichgewichtsstörung“ sehr anschaulich und differenziert, wie im „Kleinen“, also im überschaubaren direkten Wohnumfeld, Teilhabe, Selbstwirksamkeit und Verantwortungsübernahme gestärkt werden können.

Das Lob des Kleinen beschreibt er so:

„Wenn Großes geschieht, ein beschleunigter Wandel alles Gewohnte umstülpt, muss ein anderes Großes nicht die erste Antwort darauf sein, sondern etwas Größeres kann [...] aus dem Kleinen erwachsen, vielleicht sogar aus dem ganz Kleinen [...]. Inseln schaffen, Mikropolitik betreiben, das ist es, was neuen Auftrieb geben könnte [...]“. Und irgendwann, sagt er, wenn erste Schritte gemacht sind, stellt sich ein Gefühl von Zutrauen ein, was dazu führt, dass wir uns immer mehr trauen und unsere Aktionskreise größer werden.“

Im sozialwissenschaftlichen Sprech nennt man diesen Vorgang, das Erwerben von Selbstwirksamkeit.

Selbstwirksamkeit, das wissen wir heute aus der Präventionsforschung, ist die wichtigste Voraussetzung für Beteiligung und die Freude an der Gestaltung. Nur wenn wir gefragt werden, uns gefragt fühlen und die Erfahrung machen, dass wir wichtig sind mit unserem noch so kleinen Beitrag, wächst unsere Bereitschaft fürs Engagement. Aber nur, wenn das Gegenüber unsere Beteiligung ernsthaft einfordert und umsetzt.

Alle Studien zur Beteiligung und Wirksamkeit von Quartiersarbeit, die ich kenne, belegen, dass **Quartiersarbeit demokratiestärkend** ist:

Besonders gut gelingt das in sogenannten gemischten Quartieren. Also dort, wo nicht nur gearbeitet, gewohnt oder gehandelt wird, sondern wo alles drei stattfindet, wo sich Milieus mischen, aber auch Alt und Jung, Alleinlebende wie Familien. Dann wird das Quartier zu einem kleinen Reallabor, wo ich nicht mehr in Ruhe in meiner Blase verweilen kann.

Im Gegenteil: im positiven Sinne werde ich „gezwungen“, mich mit dem Anderen und dem Fremden auseinanderzusetzen. Wo ich lerne, dass es berechtigt ist, unterschiedliche Interessen und Einstellungen zu haben, dass es normal ist, Kompromisse zu finden. Genauso normal ist es, den Anderen so zu lassen, wie er ist.

Lassen Sie mich zum Schluss noch den Begriff des Raums aufgreifen und beleuchten. Quartiersentwicklung findet nicht nur in einem definierten, abgrenzbaren Raum statt, sondern nimmt auch die „Räume“ in einem Quartier im Blick und versucht, gute „Orte“ zu gestalten.

Gute Orte können draußen sein: z.B. der Park, der mit Bänken zum Verweilen einlädt oder mit der aufgespannten Slackline zur Bewegung motiviert, aber auch die Treppe vor dem Rathausplatz, auf der man warme Sommerabende genießen kann oder die Terrasse eines Altenheims, das auch Nicht-Bewohner zum Verweilen einlädt.

Gute Orte sind Orte, die mich einladen, dabei zu sein, mitzumachen oder einfach nur Zaungast zu sein. Sie sind Orte, die leicht zugänglich sind und offen. Ich muss dort nicht konsumieren, sondern kann einfach Platz nehmen. Im besten Fall laden gute Orte ein, dass man sich zusammenschließt mit Anderen, die etwas verschönern, verbessern oder verändern wollen. Wie gute Orte beschaffen sein müssen und funktionieren, kann man gut nachlesen bei dem Soziologen Ray Oldenburg, dem Verfasser des Konzepts und Begriffs „Dritter Ort“. Derweil gibt es in NRW eine Förderlinie, die speziell Dritte Orte im ländlichen Raum fördert.

Ein guter Ort sind für mich die Hundewiesen. Für Hundebesitzer sind sie ein Ort, an dem man ganz regelmäßig und vor allem unkompliziert täglich in Kontakt kommen kann, wenn man mag. Man gehört dazu, ohne etwas dafür tun zu müssen. Ich kann selbst entscheiden, wie ich mich in die Gemeinschaft einbringe.

Das Bild der Hundewiese nutze ich gerne, um zu beschreiben, was es braucht, damit sich Menschen weniger einsam fühlen können. Es ist ja nicht immer der intensive 1:1 Kontakt, den wir benötigen; manchmal reicht es, einfach dabei zu stehen, zu beobachten oder gegrüßt zu werden. Das etwas romantisierende Bild des älteren Menschen, der vor dem Haus auf der Bank sitzt, meint ähnliches: selbst wenn ich nicht mehr die erste Geige spielen möchte oder kann, so bin ich als Zaungast willkommen.

Hundewiesen haben keine Barrieren: ich muss nicht klingeln, anklopfen, fragen, ob ich mitmachen darf, auch die Regeln sind schnell klar. Hundewiesen-Situationen zu schaffen, ist eine Aufgabe von Quartiersarbeit und ein Auftrag, denn wenn wir immer weniger Begegnung im öffentlichen Raum haben, wächst Einsamkeit. Und das ist etwas, das wir ja alle nicht wollen.